

„Und du, Abraham, was hast du nun zu sagen?“

*Lernerfahrungen für die ökumenische Dekade
„Solidarität der Kirchen mit den Frauen“ 1988–1998*

Die Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“ ist keine *Frauen*-Dekade, es sei immer wieder gesagt, sondern eine *Kirchen*-Dekade, eine Dekade, in der die Kirchen als Gesamtheit von Frauen und Männern Solidarität mit den Frauen in den eigenen Reihen und den Frauen in der weiteren Gemeinschaft zu zeigen aufgefordert werden. Die Dekade hat sich folgende Ziele gegeben:

1. Frauen zu befähigen, unterdrückende Strukturen in der Gesellschaft weltweit, in ihrem Land und in ihrer Kirche in Frage zu stellen;
2. den maßgebenden Beitrag der Frauen in Kirche und Gemeinde anzuerkennen, sowohl durch gleiche Mitverantwortung und Entscheidungsgewalt als auch durch Mitgestaltung der Theologie und des geistigen Lebens;
3. Perspektiven und Aktionen der Frauen in der Arbeit und im Kampf für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu verdeutlichen;
4. die Kirchen zu bewegen, sich selbst von Rassismus, Sexismus und Klassenstrukturen sowie von Lehren und Praktiken, die Frauen diskriminieren, zu befreien.
5. Kirchen zu ermutigen, Aktionen in Solidarität mit den Frauen zu unternehmen.

Was wir in der ökumenischen Bewegung weltweit mühsam lernen, gilt in besonderer Weise für die Sache der Frauen: Es kann nicht alles über einen Leisten geschlagen werden. Was für Frauen in den USA stimmt, muß nicht für Frauen in den Philippinen gelten; was für Frauen in Jamaika wahr ist, ist nicht notwendigerweise eine Antwort auf die Suche der Frauen in der Bundesrepublik oder der DDR. Dennoch können alle in gewisser Weise an einem gemeinsamen Strang ziehen: dem Strang der ökumenischen Dekade „Solidarität der Kirchen mit den Frauen“.

Die Ziele der ökumenischen Dekade sind bewußt weit gesteckt. Auf diese Weise sollen die vielfältigen Situationen, die vielfältigen Initiativen der Dekade ein gemeinsames Dach finden, unter dem – letztlich – eine versöhnte Gemeinschaft von Frauen und Männern wohnen soll.

Was den Frauen in den Kirchen der weltweiten Ökumene gemeinsam ist, ist ein variierendes, nicht immer gemeinsam anerkanntes Maß an theologischer Vernachlässigung bis hin zur blanken Diskriminierung und ein Ausschluß oder eine Alibiexistenz im Hinblick auf kirchliche Machtstrukturen.

Mein Beitrag an dieser Stelle ist eine Art Fallbeispiel, das meiner Arbeit entnommen ist. Ich werde etwas von dieser Arbeit erzählen und anschließend einige Reflexionen darüber anstellen. Zwei der Ziele der Dekade kommen dabei besonders in den Blick, nämlich erstens Frauen zu befähigen, unterdrückende Strukturen in Frage zu stellen, und zweitens Theologie aus der Sicht der Frauen mitzugestalten.

Seit etwa drei Jahren arbeite ich in Jamaika mit einigen Frauen aus einer Down-Town-Kingston Community zusammen. Die Leute nennen diesen Teil der Stadt

Ghetto, wodurch sie die soziale Isolierung der armen Bevölkerung ausdrücken. Dicht daneben pulsiert der Geschäftsverkehr der Banken und Versicherungen. Früher war dieser Stadtteil eine angesehene Wohngegend gewesen. Die Methodistische Kirche, in der ich mitarbeite, hatte dort eine ihrer bedeutendsten Kirchen: „Wesley-Methodist Church“. Diese Kirche ist langsam, aber sicher der Abwanderung und der damit verbundenen Vernachlässigung zum Opfer gefallen, so daß dort heute nur noch eine kleine Gemeinde besteht. Aber neue Initiativen wollen „Wesley“ wieder zu Ansehen und Leben bringen. Die Frauen, ich nenne sie „Wesley-Frauen“, arbeiten in einem der Kirche angeschlossenen Projekt, genannt „Operation Peace“, wo sie Körbe für den Touristenmarkt flechten. Das ist nicht sehr einfallsreich und einträglich, aber eben besser als gar keine Arbeit. Alle Frauen in der Gruppe leben in den halbzerfallenen Häusern und dicht besiedelten Hinterhöfen (Yards) rund um Wesley-Church. Alle haben Kinder, deren Zahl von eins bis zwölf reicht. Alle sind nicht verheiratet, manche leben aber in eheähnlichen langjährigen Beziehungen. Diese Ehe-Scheu ist ein Erbe der Sklavenzeit, in der die Plantagenbesitzer Ehen von Sklaven nicht wünschten und möglichst nicht erlaubten. Einzelpersonen waren als Arbeitskräfte einfach praktischer. Dennoch wurden die Sklaven angehalten, möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen, denn das war für die Aufrechterhaltung der Plantagenwirtschaft erforderlich. Dieses Muster ist bis heute in der unteren Bevölkerungsschicht wirksam. Die Kirchen, die lange unter dem Einfluß der Plantagenbesitzer standen, haben bis heute einen schweren Stand, glaubwürdig eine „andere“ Ehemoral einzuführen. Das Einkommen der Frauen ist minimal und oft gefährdet durch das Schwanken des Touristenmarktes.

Als ich zusammen mit einer in Wesley arbeitenden Diakonisse begann, die Frauen einmal in der Woche zu einem Morgentreffen einzuladen, wußte ich nicht wirklich, worauf ich mich einließ. Ich wußte nur, daß ich meinem Unterricht im Theologischen College nicht nachgehen konnte, ohne mich der Wirklichkeit, in der ein Großteil der Bevölkerung lebt, auszusetzen.

Die Donnerstagmorgende wurden zu einer festen Einrichtung. Auf meinem Weg von Up-Town, wo die bessergestellten Leute leben, wir eingeschlossen, nach Down-Town fahre ich jedesmal an dem Gefängnis und dem berüchtigten „Gun-Court“ vorbei, wo alle Fälle von Armutskriminalität verhandelt werden. Das schärft mir ein, worum es in der Arbeit mit den Frauen und Kindern in „Wesley“ auch geht.

Wir begannen damit, Lebensfragen zu diskutieren: Kindererziehung, gesunde Ernährung (die nicht viel kostet), Tischmanieren (nach dem Willen der Frauen) und biblische Geschichten (nach meinem Willen). Wir suchten einen Stil und endeten damit, „biblisches Theater im heutigen Down-Town Kingston“ aufzuführen. Die Jamaikaner lieben die dramatische Darstellung über alles. Aus den Gesprächen mit den Frauen hatte ich deren Probleme recht gut kennengelernt (soweit ich in der Lage bin, das Patois, das sie sprechen, zu verstehen). Was ich wollte, war, die biblischen Geschichten so zum Sprechen zu bringen, daß sie einen praktischen Sinn für die Situation der Frauen ergaben. Andernfalls bleibt alles aufgesetzte Frömmigkeit und läuft Gefahr, neben „Dallas“ und „Denver Clan“ als langweilig abgeschrieben zu werden. Die Wesley-Frauen gehören nicht unbedingt der Wesley-Kirche an. Im Gegenteil. Sie setzen sich oft kräftig von der Kirchengemeinde ab. Da sie nicht rechtmäßig verheiratet sind, sind sie in ihren eigenen Augen und denen vieler Kirchenmit-

gliedert nicht „kirchenfähig“. Dennoch haben alle ein genuines Interesse an „Religion“, die hier im Lande eine große Rolle spielt.

Nach zwei vorangegangenen Drama-Aufführungen, der „Speisung der Fünftausend“ (Thema: Nahrungsmangel und Teilen) und der „Guten Samariterinnen in Kingston“ (Thema: Kriminalität und Hilfsbereitschaft) wollten die Frauen etwas über Schwangerschaft, Kinderkriegen und Beziehungen spielen. Ich schlug ihnen die Geschichte von Abraham, Sara und Hagar vor (Gen 16) oder die Geschichte von Maria und Elisabeth (Lukas 1). Sie wählten Sara und Hagar. Wir lasen also die Geschichte des kinderlosen Ehepaares, das sich mit Hilfe einer Sklavin das so wichtige Kind verschaffen will. Ich erklärte, welche Rolle Abraham in der Bibel und dem christlichen Glauben spielt. Sie wußten das nicht, noch beeindruckte es sie sonderlich. Dann begannen wir das Verhalten der einzelnen Personen in der Geschichte zu diskutieren.

Es stellte sich schnell heraus, daß die Frauen die beschriebene Situation sehr verständlich fanden. Denn Kinder-Haben ist das allerwichtigste für Frauen und Männer in Down-Town. Kinder, das ist Stolz, Zukunft, Sicherheit. Einige fanden es ganz berechtigt, daß der Mann zu einer anderen Frau gehen darf, wenn die eigene Frau keine Kinder haben kann. Aber das muß auch für die Frau gelten. Andere fanden, daß vielleicht nicht damals, aber heute die Beziehung zwischen dem Paar leidet. Sara, die sie bald Mrs. Abraham nannten, denn sie war offensichtlich eine besser-gestellte Frau, die sich ein Dienstmädchen halten kann, versucht also ihr „Glück“ (die „Verheißung“) zu erzwingen und nutzt dazu ihre sozial bessere Stellung dem Dienstmädchen gegenüber aus. Mr. Abraham, dem gemäß der Bibel Nachkommen versprochen sind und in der heutigen Zeit nicht zuletzt auch anderen Männern gegenüber etwas vorzeigen will, läßt sich auf die Manipulation Saras ein. Die Beziehung zur Frau ist ihm weniger wichtig als die Nachkommenschaft. Einige Frauen beklagten solche Einstellung, das sei heute altmodisch und Überbleibsel aus der Sklavenzeit, dem die karibischen Männer noch anhängen. Hagar nun ist jung, alleinstehend, ohne ökonomische Sicherheit (Sklavin); sie hat keine große Wahl, wenn ihr der Hausherr ein sexuelles „Angebot“ macht; vielleicht hofft sie so, ihren sozialen Status zu verbessern, zumal offensichtlich die Ehefrau ein Auge zuzudrücken scheint. Inzwischen haben sie ein komfortables Haus eines begüterten Ehepaares in Up-Town zum Schauplatz der Handlung gemacht. Das Dienstmädchen läßt sich, während Mrs. Abraham mit zweideutigen Anspielungen nach Toronto zu ihrer Schwester gefahren ist, mit dem Hausherrn ein. Als Mrs. Abraham aus Toronto zurückkommt, findet sie nun eine andere Hagar vor. Sie läßt sich nichts mehr sagen, ist nachlässig und aufsässig, denn sie ist ja schwanger vom Hausherrn. Mrs. Abraham beschwert sich bei ihrem Mann. Aber der sagt nur: „Sie ist ja dein Hausmädchen. Du kannst mit ihr machen, was du willst“ (wörtliches Bibelzitat), und zieht sich so aus der Affäre. Sara behandelt Hagar so schlecht, daß Hagar davonläuft. Die biblische Hagar läuft in die Wüste. In Kingston aber gibt es nur die Steinwüsten des Ghetto, und so läuft Hagar zurück in ihren Yard in Down-Town, wo die Nachbarinnen schon allerhand Gerüchte diskutieren. In diesem Yard nun wird eine der Frauen zu Hagens „Engel“. Sie hört ihr zu, hilft ihr und gibt ihr den Rat, zurückzugehen. Aber warum soll sie zurückgehen? In der Bibel wird dem Kind eine gute Zukunft verheißen. Wie aber wird so etwas Wirklichkeit in Kingston? „Irgend-

jemand muß den Anfang machen, die Dinge wieder zurechtzurücken“, sagt die Engel-Frau. Denn alle haben die Schwäche des/der anderen irgendwie ausgenutzt. Hagar geht also zurück. Sie, das schwächste Glied in der Kette, bittet Sara um Verzeihung, woraufhin Sara in sich geht und auch ihrerseits Hagar um Verzeihung bittet. Beide Frauen gemeinsam bringen nun Abraham dazu einzusehen, daß außer der Nachkommenschaft auch noch die Beziehungen wichtig sind und er das Aushandeln des Konfliktes nicht den Frauen alleine überlassen kann. Er verspricht, die Zukunft des Kindes rechtlich und ökonomisch zu sichern (ein sehr wichtiger Aspekt in Down-Town). Hagar darf wählen, ob sie weiterhin im Hause arbeiten will oder ob eine andere Arbeitsstelle für sie gefunden werden soll. Da wir das Spiel in der Weihnachtszeit aufführen, endet alles mit einem Festessen, zu dem die Abrahams die ganze Yard-community einladen. Mrs. Abraham hält eine Rede, in der sie Hagar und Hagars Engel(n) dankt: „Vielleicht haben wir ein klein wenig mehr Frieden auf der Welt hergestellt; schließlich wurde an Weihnachten ein Kind geboren, das uns zu Friedensmenschen machen will. Laßt uns also auf den Frieden und das Kind anstoßen.“

Vielleicht sträuben sich einigen Exegeten jetzt die Haare über diese Behandlung des Textes durch die Down-Town-Frauen und den eigenständigen Weihnachtsschluß. Aber das wiegt leicht gemessen an den Einsichten, die die Frauen aus dieser Geschichte zogen. Wir lernten, wie Versöhnung entstehen kann, wenn es um etwas so Schwerwiegendes wie Schwangerschaft und Dreiecksbeziehungen geht; wie Frauensolidarität verpaßt oder hergestellt wird; wie soziale Unterschiede ausgenutzt werden können und wie ein kleiner Schritt über die Klassegegensätze hinweg geschehen kann. Denn Up-Town-Leute und Down-Town-Leute haben kaum sozialen Kontakt miteinander.

Nach den Diskussionen schrieb ich unter möglichst wörtlicher Benutzung der Diskussionen einen Drama-Entwurf. Eine erfahrene Drama-Gruppe, „SISTREN“, kam uns mit dramaturgischer Beratung zu Hilfe. Die Proben stellten meine Geduld auf eine erhebliche Probe. Oft hatten wir keinen Raum zum Proben in der Nähe; dann fehlte es an Transport. Dann fehlte eine oder die andere Frau aus wirklich wichtigen Gründen; oder die Frauen konnten sich ihre Zeilen nicht merken, konnten sich nicht konzentrieren. Während der Probenzeit bekam eine von ihnen ihr 12. Kind. Es wurde gleich in die Yard-Szene miteinbezogen. Neben den Hauptrollen hatten alle anderen Frauen eine kleine Rolle in der Yard-community, so konnte auch mal eine fehlen. Im Yard spielt sich das ganze Leben der Leute ab, und es gibt genügend Aktivitäten, die das Spielen real machten. In letzter Minute mußte ich selbst einspringen und Mr. Abraham spielen (der in einer Szene das Hausmädchen auf den Schoß nimmt), da die betreffende „Schauspielerin“ infolge einer häuslichen Zwistigkeit am entscheidenden Tag ein blaues Auge hatte und so nicht auftreten wollte.

Die erste Aufführung fand am 2. Advent statt auf dem offenen, staubigen, sonnigen Platz vor der Kirche, denn wir wollten unbedingt die umliegende Community ansprechen. Mit dem biblischen Drama ist es wohl wie mit dem Zungenreden in der Bibel: Wenn wir es nur für uns alleine machen, baut es die Gemeinde nicht auf. Ich gab eine Einleitung etwa in dem Sinne, daß die biblischen Menschen keine geborenen Helden und Heldinnen seien, sondern durch Schwierigkeiten hindurchgehen und es sich dort erweist, ob sie Gottes-Menschen sind oder nicht. Daß der Erzwater

Abraham so menschlich ausfiel, störte hier niemanden. Noch ehe wir das mühsam herbeigeschaffte, wacklige Podium betreten konnten, war es besetzt von zahllosen unverjagbaren Ghetto-Kindern, die alle kleine Einzelvorstellungen geben wollten. So gingen denn tatsächlich zwei parallele Vorstellungen gleichzeitig über die Bühne, so kam es mir jedenfalls vor. Die Leute waren derart zahlreich gekommen und standen so dichtgedrängt, daß wir die Bühnenauf- und -abgänge kaum zustande brachten. In letzter Minute hatten wir uns entschlossen, beim Spiel ein Mikrofon herumzureichen, weil wir absolut unhörbar waren in der Masse. Das brachte natürlich die ganze mühsam einstudierte Bühnenbewegung durcheinander. Für mich war diese Aufführung das reine Chaos. Nicht so für die Down-Town-Leute. Sie waren begeistert. Hier waren ihre eigenen Frauen, und sie spielten eine gute Geschichte, wie aus dem Leben gegriffen, dabei war es eine Geschichte aus der Bibel. Alle redeten Yardmässig, nur Mr. und Mrs. Abraham sprachen feines Englisch. Ich armer Ersatz-Abraham gab genügend Anlaß zur Volksbelustigung mit meinen übereifrigen Improvisationen, und bis heute ist mir eine heimliche Scham geblieben, wenn ich daran denke. Aber am Ende hatte Mr. Abraham seine Würde wiederhergestellt, im Spiel jedenfalls.

Drei Tage später spielten wir zwei Straßen weiter unsere Geschichte in der vornehmen, mit echten Gemälden ausgestatteten Halle einer Rechtsfirma vor den Angestellten. Da waren vornehmlich Up-Town-Leute versammelt. Der Gegensatz hätte nicht größer sein können. Das brachte den Frauen ein gutes Mittagessen ein und mir weniger Chaosgefühle.

Diese Geschichte ist nicht vollständig, wenn ich nicht auch noch erzähle, daß es während der Proben und Aufführungen einen ersten Konflikt zwischen den beiden Frauen gab, die Sara und Abraham spielten. Es war nicht ganz der Konflikt, den wir im Drama darstellten, aber nicht weit davon entfernt. So hatten wir Drama im Drama und in der Wirklichkeit.

Inwiefern handelt es sich nun bei dieser Geschichte darum, im Rahmen der Dekade „Frauen zu befähigen, unterdrückende Strukturen in Frage zu stellen und Theologie verantwortlich mitzugestalten“? Folgende Einsichten sind für mich aus diesen schwierigen, komischen und erfreulichen Erfahrungen erwachsen, Einsichten über die Solidarität der Kirchen mit Frauen, in diesem Fall mit Frauen, die zu den „Armen“ gehören. Diese Einsichten haben aber sicher über Down-Town Kingston hinaus einige Gültigkeit:

1. Die Frauen, die immer nur Objekte kirchlicher Predigten, Programme und Wohltätigkeit waren, werden selbst zu Akteurinnen (engl. actor bedeutet Schauspieler) einer Botschaft. Im Drama stellen sie zugleich ihre eigenen Probleme dar und halten einer Gesellschaft, die durch starke Klassengegensätze und sexuelle Ausbeutung und den darin enthaltenen Frauenrivalitäten geprägt ist, einen Spiegel vor.

2. Durch die Art des Zugangs zum biblischen Text wurde eine Gelegenheit geschaffen, ihre eigene Situation in ihrer eigenen Sprache zu analysieren. Zugleich lernten die Frauen, ihre Situation nicht als einzigartig anzusehen und ein größeres Bewußtsein für die gesellschaftlichen Vorgänge zu entwickeln. Das Thema: „Wie können wir schwesterlich zueinander sein“ wurde sowohl im Hinblick auf die Solidarität der Yard-Frauen untereinander als auch im Hinblick auf die durch soziale Schichtung getrennte Herrin und Hausangestellte diskutiert. Die Schwierigkeit,

diese Einsichten auch in wirkliches Leben umzusetzen, war durch den Privatkonflikt der Frauen und das geradezu utopisch/eschatologische Ende des Dramas, nämlich ein gemeinsames Mahl der Up-Town- und Down-Town-Leute, allzu gegenwärtig (die Realität individueller und struktureller Sünde).

3. Die Frauen erlebten, daß eine transformierende Kraft von ihnen ausgehen kann, wenn sie die Stärke und Demut aufbringen, Konflikte mit dem Ziel anzugehen, die verletzte Integrität der beteiligten Personen wiederherzustellen (Schuldeinsicht und Vergebung). Daß dies zum Herzstück biblischer Verkündigung gehört – die richtige Beziehung zu Gott spiegelt sich in gerechten Beziehungen untereinander wider –, wurde im Verlauf des Stückes deutlich und theologisch verstanden.

4. Die Frauen entwickelten ein Gefühl dafür, daß sie etwas „können“, nämlich sich soweit zu organisieren, daß eine Drama-Aufführung dabei herauskommt, daß sie öffentlich auftreten können und durch ihr Spiel andere erfreuen und zum Nachdenken bringen. Ihr Gefühl von Selbstwert und Akzeptiertsein in der Community wuchs.

5. Ein biblischer Text war die Grundlage, auf der die Einsichten erwachsen, und er war der Leitfaden der Erarbeitung. An verschiedenen Stellen mußte ich dies in Erinnerung bringen, wenn die Eigendynamik der Realitätserfahrung auf andere Lösungen zutrieb. Die Frauen fanden es sehr unwahrscheinlich, daß Hagar zurückgehen und sich entschuldigen würde, ganz zu schweigen von Mrs. Abraham. Aber sie stimmten überein, daß dies die beste Lösung war. So blieb der biblische Text Korrektur und Herausforderung. Die Frauen hatten den Text auf ihrem Erfahrungshintergrund gestaltet. Sie hatten eine eigene Lösung erarbeitet und Versöhnung in etwas Handfestes umzusetzen vermocht. Nachdem die beiden Frauen, Sara und Hagar, sich ausgesprochen haben, fragt Sara in Anwesenheit Hagars: „Und du, Abraham, was hast du nun zu sagen?“

6. Die theologische Aussage der Konfliktlösung („ein Stückchen mehr Frieden auf dieser Welt“) erwuchs aus der vorweihnachtlichen Zeit mit all ihren Friedensslogans.

Plötzlich war die Bibel nicht mehr nur ein frommes Sonntagsbuch, sondern eine Art Lebensberatung für Alltagsprobleme. Die Frauen entdeckten, daß sich die biblischen Geschichten vorzüglich eignen, ihre Wünsche nach einem besseren Leben zu artikulieren und zugleich die Kräfte zu demaskieren, die dem im Wege stehen (in diesem Fall: selbststüchtige Interessen, die andere Menschen, Frauen, instrumentalisieren).

7. Schließlich waren die im täglichen Überlebenskampf und in politisch polarisierten Verhältnissen lebenden Frauen zum Träger einer Botschaft von Versöhnung geworden, die aus einer Bewältigung des Konfliktes, nicht seiner Vertuschung oder Gewaltanwendung erwuchs. Diese Konfliktbewältigung legten sie auch den Up-Town-Leuten vor. Nicht nur machte das Spiel allen Freude; sie waren dadurch auch „somebody“ geworden. Etwas Positives war in ihr Leben getreten. In einer Situation, in der die Kirche große Schwierigkeit hat, die sozialen Barrieren niederzubrechen, war ein kleines Stück Neuland erobert worden, nämlich Kommunikation zwischen dem Ghetto und der Geschäftswelt. Zudem waren nicht die kirchlichen „Agenten“, sondern die Frauen Mittelpunkt dieser Grenzüberschreitung. Die Frauen hatten sich den biblischen Text angeeignet – und nicht Hagars Rückkehr in

die Unterordnung, sondern die befreiende und würdige Bewältigung eines immer gegenwärtigen Konfliktes erarbeitet und dargestellt, auch im Interesse des zu erwartenden Kindes.

8. Nicht zuletzt war es mir deutlich geworden, daß ich als „weiße Ausländerin“ nichts anderes einbringen kann, als einen solchen Prozeß zu ermöglichen durch regelmäßiges Kommen, Aushalten der Frustrationen, durch meine theologischen Eingaben und durch meine Kontakte. Die Auslegung und Konkretisierung der Geschichte aber war von den Frauen selbst gekommen.

Die Widerstandskraft und Lebensbejahung dieser Frauen hat mir tiefen Respekt eingeflößt. Wenn ich in mein Up-Town-Heim zurückkehre und weiß, daß sie in Down-Town leben müssen, lehrt mich dies, mit meinen „angelernten“ theologischen Wahrheiten vorsichtiger umzugehen und auch die Theologiestudenten zu einem anderen Verhältnis zur „Wahrheit“ anzuregen. Obendrein aber wurde ich mit der Freundschaft zu der jungen Diakonisse beschenkt, die die Rolle der Hagar gespielt hatte und die mir oft einen Blick in das Innenleben der Ghetto-Leute ermöglicht hatte.

Während des Schreibens dieses Beitrags blieb mir die Frage im Gedächtnis hängen: „Und du, Abraham, was hast du nun zu sagen?“ Das ist in der Dekade die entscheidende Frage an die Männer-Kirche hier in Jamaika, in der EKD und der weltweiten Ökumene. Es ist die zentrale Frage an die ihrer Berufung und Leitungsfunktion so gewissen männlichen Pfarrer und Priester, die in patriarchaler Vorrechtsstellung zu verharren wünschen. Wie im Drama, kommt mir die Reaktion der Männer-Kirche auf die Herausforderung und Bewegung unter den Frauen oft hilflos, unvorbereitet und unreflektiert vor. In der Dekade erwarten die Frauen nicht, daß ihnen was auch immer für vorgefertigte Gedanken, Belehrungen, Lösungen und Spielwiesen angeboten werden. Sie erwarten und erhoffen eine verantwortliche, selbstkritische Reaktion auf das, was Frauen herzustellen versuchen; sie erwarten männliche gleichwertige Partizipation an etwas, das letztlich nur gemeinsam bewältigt werden kann. Wir Frauen wollen vom Gott Hagar, Saras und Abrahams reden – oder wir werden vielleicht gar nicht mehr reden. Abraham *wird* sich daran gewöhnen, mit Hagar, die schließlich die erste Frau mit einer Gotteserscheinung in der Bibel ist, und mit Sara in einem Satz genannt zu werden. Abraham wird, wenn er die Stärke und Demut aufgebracht hat, die Integrität aller Beteiligten wiederherzustellen, auch seine eigene, glücklich sein, mit diesen Frauen in einem Atemzug genannt zu werden. Und, um es mit einem Gospelsong zu sagen: „Ain't that Good News?“

Bärbel von Wartenberg-Potter